

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 5

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634869>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 5 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

29. Januar 1938

Entgegenkommen

Von Hermann Hesse

Die ewig Unentwegten und Naiven
Ertragen freilich unsre Zweifel nicht,
Flach sei die Welt, erklären sie uns schlicht,
Und Fafetei die Sage von den Tiefen.

Denn sollt' es wirklich andre Dimensionen
Als die zwei guten, altvertrauten geben —
Wie könnte da ein Mensch noch sicher wohnen,
Wie könnte da ein Mensch noch sorglos leben?

Um also einen Frieden zu erreichen,
So laßt uns eine Dimension denn streichen!
Denn sind die Unentwegten wirklich ehrlich,
Und ist das Tiefensehen so gefährlich,
Dann ist die dritte Dimension entbehrlich.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

28

„Jetzt nichts mehr, Heinrich; mit diesem Wort wollen wir scheiden.“

Sie erhob sich, umarmte ihn heftig; sie küßte ihn mit glühendem Mund; sie gab sich einen Ruck — das Gesicht schon weggewendet, streckte sie ihm noch einmal die zitternde Hand — und war die erste, die ging.

Er stand unschlüßig. Sollte er ihr nicht nachsehen? —

Die Füße trugen ihn kaum, als er abwärts schritt.

Unwillkürlich wandte er den Kopf, doch ohne die Hoffnung, sie noch einmal zu sehen. Sie war aber zu dem Kreuz zurückgekehrt; auf der Erde kniend, das Haupt tief geneigt, hielt sie es mit beiden Armen umschlungen.

Leise rief er: „Doia!“

Sie hörte ihn nicht, und er wagte es nicht, zu ihr zurückzukehren. Die Tränen drängten sich ihm in die Augen, die Tränen des Mitleids mit ihr.

Gab es für sie wohl eine Auferstehung aus ihrem erschütternden Leid, eine Zukunft und ein Gedeihen für ihre Liebe?

Er kam nach Santa Maria hinunter und merkte es kaum.

„Schade, daß Sie nicht gestern zu mir hereingetreten sind“, begrüßte ihn der Wirt Soliva; „Ferner war da!“

Was galt ihm in diesem Augenblick der Topograph! Nicht einmal an Tilla Scheck dachte er, nur an die dunkle Gestalt zu Füßen des Kreuzes auf einsamer Höhe.

Er nahm die Mittagspost hinunter nach Disentis; er sehnte sich nach einer Herzensausprache mit Pater Placidus; aber er ahnte wohl, daß ihm auch der Benediktiner wenig Trost würde

bieten können. Doia konnte nicht über die schrecklichen Erlebnisse der letzten Wochen hinwegkommen. Sie war dafür eine zu empfindsame und tiefe Natur. Eine andere hätte sich wohl auch von dem Schicksal des ungeliebten Verlobten ergreifen lassen, aber sich dann mit dem Gefühl der Befreiung zu frischem Lebensmut aufgerafft.

Sie nicht! Was geschehen war, blieb für sie das Ewig-Gestrige. Sie konnte es nicht abschütteln. Mit dem Kopf wohl, aber nicht mit der Seele.

Es war ein Unglück, daß er allein in die Heimat fahren mußte!

In der Ferne winkten schon die weißen Türme von Disentis.

Als die Post in Curaglia den üblichen Halt machte, fragte er einen Dörfner nach dem Ergehen Peter Cabons. Fast wider seinen Willen eilte der junge Mann zu dem Genannten und holte ihn herbei. Nun freute es Landsiedel doch, den Gefährten seiner Reise durch das Bündnerland wiederzusehen. Er anerkundete sich, ihm die geschenkten drei Franken zurückzuerstatten.

„Wozu?“ sperrte sich der lange, hagere Cabon. „Das Geld ist nicht aufgeschrieben worden. Hätte sich nicht die dumme Geschichte begeben, die mir meine Frau nie verzeiht, so müßtet ihr unbedingt ein paar Tage bei mir bleiben!“

Landsiedel aber sehnte sich bloß nach Pater Placidus.

Ein, zwei Stunden, nachdem er Peter Cabon gesehen hatte, stand er Auge in Auge mit dem Benediktiner, der ihn einlud, im Kloster zu nächtigen.

Er nahm an der wehevoll schönen, in tiefem Schweigen verbrachten Mahlzeit der Mönche teil und verbrachte den Abend in der stillen Klausel seines geistlichen Freundes, die fast keinen Schmuck als den besaß, daß die dunkeln Tannenwälder und die vom Sonnenuntergang geröteten Gipfel in ihr Fenster schauten.

Pater Placidus erkundigte sich, soweit er nicht schon durch die Briefe Landsiedels unterrichtet war, nach allem, was sich seit seinem Besuch in Altanca zugetragen hatte, und wie tief das Gemüt Doias durch den Gedanken, daß sie das Glück ihrer Liebe auf die Missetat ihres früheren Verlobten begründen sollte, angefochten sei.

„Was zeugt dieses Leid für den Edelmut ihres Herzens!“ versetzte der Mönch mit aufquellender Wärme. „Viele trösten sich leicht. Wenn ich wieder nach Altanca ginge und ihr Trost brächte!“

Mit jener seelischen Fühlkraft aber, die zwei sich gut gesinnte Menschen so wunderbar verbindet, spürte Heinrich wohl, daß Pater Placidus stilles Bedenken in sich trug, schon wieder bei seinem Abt um Urlaub für eine weltliche Angelegenheit zu bitten. Er mochte nicht in den vornehmen Freund dringen oder verschob es wenigstens auf die Stunde des Abschieds.

Sie verbrachten noch die Morgenfrühe miteinander und benutzten auf Wunsch des kunstfertigen Mönches die Zeit bis zum Abgang der Post dazu, die Madonna von Disentis im Bergkirchlein von Aletta zu besichtigen, das köstliche Bild der Empfängnis, das Murillo zugeschrieben wird, aber für die Hand des Meisters keinen Beweis besitzt als seine rührende Schönheit.

Irgend ein Wesenszug darin erinnerte Heinrich an Doia.

Pater Placidus aber sprach nicht mehr von Altanca, sondern nach einer langen gelehrten Betrachtung über das Gemälde von den künftigen Studien Landsiedels. „Ich bin so glücklich, daß Sie wieder auf den geistigen Boden zurückkehren, auf dem Ihnen die herrlichsten Früchte reifen werden und auf dem ich mich mit Ihnen ganz besonders verbunden fühle. Und vergessen Sie nicht, es darf nicht der Endzweck Ihrer Laufbahn sein, daß Ihrer Heimat, der Welt ein tüchtiger Sprach- und Literaturgelehrter mehr entsteht, sondern daß Sie ihr aus den Schächten Ihrer Seele Eigenes, Unmittelbares schenken. Sie haben die Kraft dazu — Sie müssen!“

„Sie müssen!“ Das war das letzte, herzeindringliche Wort des Paters, als der Gast in den Postwagen stieg.

Und Heinrich hatte nicht mehr von seinem Kummer um Doia gesprochen.

Zaghaft und hoffend fuhr er der Heimat entgegen.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Nun war Heinrich wieder in Tübingen.

Der Neckar rauschte über das Wehr; badende Jungen tummelten sich darin; im Schatten der alten Bäume ruhten Greise, spielten Kinder. Die Stadt aber mit den altertümlichen Türmen und Giebeln lag sonnenheiß und verödet. Die Längeweite der Stiftsferien lagerte darüber. Die bunten Mützen der Studenten waren verschwunden; die schäfernden Mädchen, die sonst immer die Gelegenheit für einen Gang durch die Gasse fanden, hatten sich in die kühlen Lauben und Stuben zurückgezogen.

Nichts, gar nichts im Städtchen hatte sich verändert, als daß ein Hutmacher seinen Laden ein paar Häuser weiter hinauf verlegt hatte und daß, wo er früher gewesen, ein Bücherantiquariat entstanden war.

So hielt der Romfahrer, der nie in Rom gewesen war, wieder stillen Einzug in der Heimat. Während er selber das Gefühl besaß, Jahre trennten ihn von der Zeit seiner Auswanderung, sprachen die paar Bekannten, die er traf, davon

wie von einem Ausflug, den er zu seiner Unterhaltung gemacht hätte und um ein Stück Erbe loszuwerden.

Er spürte es, daß er durch die in ihren Augen unbegründete Reise irgend den Schein eines Querkopfes auf sich geladen hatte, besonders, weil er ihnen gestehen mußte, daß er Rom gar nicht erreicht, sondern seine Zeit in den Bergen verträdelte habe. Else, die Schwester, empfing ihn lieb und der Schwager nicht unfreundlich. Das Paar war sich gleich geblieben, sie die saubere Wirtin, die in jedem Augenblick und für jeden Gast das richtige Wort fand, Wilhelm der stets Betriebsame, der sich für den Klügsten unter den Männern hielt, überall vorteilhafte Geschäfte witterte, aber dabei doch nur eine mäßig glückliche Hand bewies.

Immerhin stellten die beiden Heinrich die zur Beendigung seiner Studien nötigen Mittel in Aussicht.

Die Schwester erzählte ihm manches von dem überraschenden, doch erfreulichen Besuch des Herrn Cesari, mit dem sie sich vortrefflich verstanden hatte, quälte ihn aber auch wegen seiner Liebhaft im Tessin. Unmöglich konnte er ihr das gesamte Bild der Erlebnisse mit Doia entrollen; seine ausweichenden Antworten erweckten ihr Mißtrauen; mit spitzem Zünglein sagte sie: „Es ist, mein' ich, mit der Tochter des Herrn Cesari nichts. Der Mann hat sich zweifellos ein großes Vermögen erspart; da kann er sich natürlich die Schwiegeröhne auslesen. Und dich hat man höflich heimgeschickt. Wie steht's nun um das Ergebnis deiner Italienfahrt? — So und so viel Geld dahin und ein Semester verloren!“

Wenn sie seine Anliegen nach ihrer Art besprach, halb schwesterlich lieb, halb ablehnend, lief er ihr davon und trat ein paar Tage nicht mehr ins „Walldhorn“. Dann riß es ihn doch wieder zu der gescheiten Else. „Brüderlein“, lachte sie ihm schalkhaft zu, „ich habe eine junge Taube für dich aufgespart. Wilhelm hätte sie wohl auch gegessen. Aber ich bin so froh, daß du wieder dabei bist, du Abenteuerer! Man kann denn doch viel mit dir sprechen, was für andere böhmische Dörfer sind.“ Die Geschwister vertrugen sich und besuchten ein paarmal miteinander das Grab der Mutter auf stiller Höhe. Else hatte in ihrem Brief nicht zu viel gesagt; sie hielt es wie ein Blumengärtlein.

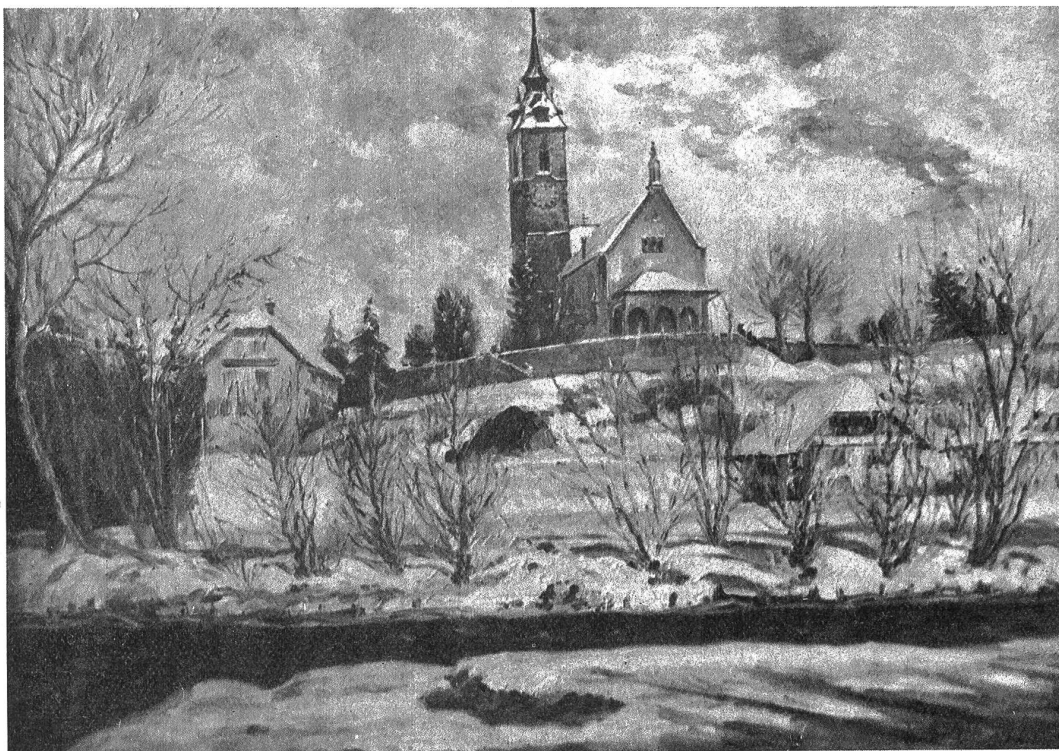
Was soll uns aber ein Grab, selbst wenn es das Teuerste birgt? — Man geht mit leererem Herzen davon, als man gekommen ist. Wir ehren die Toten, indem wir so leben, daß sie an uns ein Wohlgefallen hätten, wenn sie aus irgend einer Gegend im Weltall auf uns und unser Tun niederschauen könnten.

Heinrich hatte sich im Städtchen eine altertümliche, von Weinlaub umrankte Stube gemietet, die auf ein Stück Neckar blickte, auf Wiese und Wald und auf die vom blauen Dunst umgebenen Höhen der schwäbischen Alb.

Das waren nun freilich nicht die Gotthardberge in ihren weißen, feierlichen Talaren; aber er gewann sein Nest mit dem von Schwalben umzwitscherten Erker so lieb, daß er sich nichts Besseres wünschte. Als ihm Ulrich Zeuser, den er in Tübingen nicht mehr angetroffen hatte, aus den Ferien in Willingen schrieb, er möchte doch herüberkommen und mit ihm die Tage im Schatten und der Harzluft des Schwarzwaldes verbringen, lehnte er ab.

Das von der studentischen Jugend vereinsamte Tübingen war ihm eben recht; er begehrte nicht nach neuen Eindrücken, sondern lebte im Nachhall der Gesehnisse am Ritomsee, in Altanca und Airolo oder der Bilder seiner Heimfahrt.

In Chur hatte er von der Ankunft der Post bis zum Abgang des Zuges eine Stunde Zeit gehabt. Da war er zum Polizeiamt hingegangen und hatte sich bei dem Direktor noch einmal für die Zurückstattung des von Forta gestohlenen Geldes bedankt. „Ein seltener Vogel, der sich auf unsere Stube bedanken kommt“, hatte der Amtmann gelacht. „Wo werden Sie



Winterlandschaft, Kirchberg (Bern)

Gemälde von A. Bachmann, Kirchberg

jetzt Ihr Brett weiter bohren?“ „Wo es am leichtesten geht, in Lübingen“, hatte ihm Landsiedel geantwortet. „Das gehört ja beinahe ins Protokoll, daß einer noch zur rechten Zeit klug geworden ist.“ Und der Direktor hatte ihm glückwünschend die Hände geschüttelt.

In Zürich hatte Heinrich Reinhold von Plus gesehen, war ihm aber ausgewichen. Was sollte ihm der geheimnisvolle, schöne Mann mit dem roten Bart, den blauen Augen und dem Gebaren eines Aristokraten? Er war ja doch ein Schuft! Ueberhaupt allem, was ihn an Kösele erinnerte, ging er aus dem Weg. Er fragte nie nach ihr und war froh, daß ihm niemand von ihr sprach.

Und Doia?

Er vermochte sich ihr liebes Bild kaum mehr anders vorzustellen, als wie sie tief niedergebeugt unter der Wucht des Abschieds am Fuß des Kreuzes kniete. Sie hatte aber doch den Heimweg wieder gefunden, wohl traurig genug, und sie beantwortete seine Briefe stets rasch und voll inniger Liebe. Ihre Zeilen atmeten jene vornehme Zärtlichkeit, die vielleicht eine besonders ausgebildete Kunst der Italienerinnen ist; sie fand für ihre Sehnsucht nach ihm fast biblisch hohe Ausdrücke und so schlagkräftige Bilder, wie sie einer andern kaum eingefallen wären; aber es war etwas Fliegendes an ihren Briefen; er suchte darin fast umsonst nach wirklichen Nachrichten; er erfuhr bloß, daß sich das Befinden ihres Vaters langsam bessere und sich dieser wieder vom Bett zum Tisch bewegen könne. Ihm fehlte die drollige deutsche Einstreuung „Viele, viele Kuß“, die ihn an ihren früheren Briefen mehr entzückt hatte als das tönenste Italienisch.

Nur einmal erwähnte sie Grimellis, aber nebensächlich. „Ich habe von Carlos Mutter sämtliche Vögel gekauft, die Neze und Bauer verbrannt, die blinden Tierchen abtun lassen, den sehenden die Freiheit geschenkt. Ich wünsche, daß sie nach Lübingen fliegen und Dir, Teuerster, die Grüße derjenigen bringen, die stets an Dich denkt“

Das machte nun dem feinen Herzen Doias alle Ehre; aber warum schrieb sie nicht, daß sie selber nach Lübingen zu kommen gedenke? Es wäre ihm die reinere Freude gewesen. Nie, nie sprach sie davon. War ihre Liebe kleiner geworden?

Das glaubte Heinrich selber nicht. Er spürte bloß, daß in ihrer schwergeprüften Seele Hemmungen lagen, die nur die Zeit zu überwinden vermochte. Wie ein Durstender kam er sich vor, den zwar das Schicksal nicht verschmachten ließ, dem es aber stets nur den halben Becher reichte.

Er drängte seine Gedanken zu Pater Placidus hinüber und war oft auf dem Sprung, ihn um einen erneuten Besuch in Altanca zu bitten. Der Benediktiner besaß das Vertrauen Doias; er mit seiner Johanniseele und seiner feurigen Beredsamkeit hätte am ehesten die Macht besessen, die dunklen Gewalten ihres Innern zu besiegen.

Wenn sich aber Heinrich zu einem Brief dieses Sinnes hinsetzte, kamen ihm jedesmal die Einwürfe. Er hatte eine Scheu, den edlen Mönch ohne dringende Not um sein Eingreifen zu bitten, und ein bestimmtes Ereignis, das den Anstoß hätte geben können, lag nicht vor.

War es nicht an Doia selber, durch die Größe ihrer Liebe den klaren Weg zu finden?

Um seine Schmerzen zu vergessen, wagte Heinrich die Probe darauf, was es denn für eine Bewandnis um das poetische Talent habe, das ihm Pater Placidus mit so herrlichen Worten zugesprochen hatte. Er schilderte seinen Besuch im Kloster Disentis, sein Entsetzen über den mehr oder minder heimlichen Vogelstreich im Tessin, seine Fahrt in den Stollen, das Schicksal des Mineurs Bermi und das Leben und Treiben der Ingenieure und des Arbeitervolkes in Airolo. Er war selber überrascht, daß sogleich ein großes Blatt die Feuilletonspalte für die Aufsätze öffnete und als ihm die Post das erste Honorar überbrachte.

Pater Placidus, Kaufmann und Testa schrieben ihm zustimmende Briefe, der erste aber mit dem Zusatz: „Das sind doch

nur Gehversuche; treiben Sie Ihre Schächte hinab bis auf den Grund der menschlichen Seele; Sie müssen Edelmetall im Eigensten suchen.“

Am meisten an Ansehen stieg er durch die Schilderungen bei der Schwester Else.

„Das Geld für das Kind ist also doch nicht völlig verloren“, lachte sie, „und das Semester auch nicht. Wie stehst du aber jetzt mit Fräulein Cesari?“

In tiefer Verlegenheit erröthete er.

Nun war er wieder eingeschriebener Stiftsstudent, aufs neue beliebt bei den Professoren und umgeben von Freunden. Diese wie jene spotteten gern ein wenig über seine verfehlte Romfahrt, die ja nur ein Sprung in die Schweizerberge gewesen war, ließen ihn aber zugleich ihre Achtung fühlen, daß er eigene Wege gegangen war und daraus einiges hatte schriftstellerisch gestalten können.

Er durfte der Heimat froh sein.

Als ihn aber einmal Ulrich Zeuser ausforschen wollte, was für eine Bewandtnis es denn eigentlich mit dem Besuch des Herrn Cesari in Tübingen gehabt habe, wagte es Heinrich selbst gegen den lieben Freund nicht, von Doia zu sprechen.

Ihm war, sie entschwinde ihm, und wenn er ihr Bild fassen wolle, greife er ins Leere.

Schon tanzten auf dem Neckar die dürrn Blätter, die der Spätherbststurm hineingeweht hatte, und zwischen den sich entlaubenden Bäumen traten die romantischen Umrisse des Städtchens breit und deutlich an die goldene Sonne.

Da lebte Heinrich in grenzenloser Unruhe. Seit wohl acht Tagen war er ohne Bericht von Doia. Auf seine telegraphische Anfrage ließ die Antwort warten. Er war nicht mehr imstande, die Kollegien zu besuchen; er trieb sich durch die fröstelnden Felder und Wälder, bis ihn die Erwartung eines Lebenszeichens von ihr wieder auf die Stube eilen ließ.

Endlich war der Drahtbericht da, der seine bange Ahnung bestätigte: „Vater an Schlaganfall gestorben. Bin selber krank. Du sollst nicht zur Beerdigung kommen. Sobald möglich schreibe ich Dir einen großen Brief. In unwandelbarer Liebe: Doia Cesari.“

Was war in Altanca geschehen? Warum lehnte Doia in diesem schicksalsmächtigen Augenblick seinen Besuch so bestimmt ab?

Das wühlte bis in die Grundtiefen seiner Seele.

Schon stand er im Reisefleud.

Da erhielt er ein paar aufgeregte, flüchtige Zeilen des sonst so gelassenen Testa: „Ich bin erst in der Nacht von Genua gekommen und muß mich mit Doia gekreuzt haben. Von der Leiche ihres Vaters hinweg ist sie geflohen. Wir wissen wohl beide wohin! Sie wachte mit Gini bei dem Verstorbenen. Nun ist sie sein Opfer und das der Advokaten. Ich schäume vor Wut; ich weine —“

Heinrich brach zusammen.

Er versuchte noch einen Brief an Pater Blacidus zu schreiben; ihm war, der hätte für Doia noch rettende Hände; aber die Feder entfiel ihm; der Brief an den Benediktiner erschien ihm plötzlich unnütz.

Tatenlos saß er ein, zwei Tage mit gefalteten Händen. Wer ihn sah, dem war bange um ihn.

Da erhielt er ein eingeschriebenes Paket mit einer italienischen Marke. Es kam aus Como und trug die Schriftzüge Doias. Er war so erregt, daß er Mühe hatte, es zu öffnen.

Zuerst fiel daraus sein kleiner Goethe. Diese Wahrnehmung stimmte ihn todestraurig. Als er ihn aufhob, bemerkte er darin eine reiche, dunkle Locke, eine Locke von ihr!

Im übrigen enthielt das Paket einen beträchtlichen Stoß Briefe ihrer Hand, die meisten bloß angefangen oder doch unvollendet, alle von dem Tag an, da sie von einander Abschied genommen hatten, bis zum Tod ihres Vaters, der Zeit nach geordnet. Es waren die Briefe, die er so sehnlich erwartet, die sie aber aus irgend einem dunkeln Hindernis ihres Gemüthes zurückbehalten hatte. Sie enthielten manches über ihren Seelenzustand, und er las sie in grenzenloser Erschütterung.

„Ich kam erst in der Dämmerung vom Paß zurück; ich hatte vergessen, daß der Vater sich um mich sorgen könnte, und nahm seine Schelte schuldig hin. Ich saß wohl so lange am See und dachte dem seligsten Wunder meines Lebens nach. Mein ganzer Weg war ein Segenswunsch für Dich, ein Gebet zu Gott, daß er mich Uebles vergessen lasse und unserer Liebe den Sieg verleibe.“

Drei Tage später: „Ich küsse Deinen Brief aus Disentis und denke unendlich dankbar an Pater Blacidus, der die Sonne in mein Herz leuchten ließ. Es ist notwendig, daß ich mich seines herrlichen Besuches erinnere. Pfarrer Gini quält mich. Mir ins Gesicht zwar ist seine Rede sanft und gütig; aber hinterrücks schlägt er vor meiner Nähe das Kreuz. Die andern sehen es und bekreuzigen sich ebenfalls. Ich bin zu stolz um zu fragen: Was habe ich euch getan? — Bin ich eine Ausfällige? — Es ist mir aber ein tiefes Leid. Wenn ich unten im Thal die gelben Postwagen gegen den Gotthard hinauf rollen sehe, kommt mir ungestüm die Frage: Wann fährt der meine? — Ich zeichne mit dem Finger Deinen Namen und das Wort „Tübingen“ in die Luft. Ein Blick aber auf meinen hilflosen Vater und die Wünsche schweigen. Er leidet auch unter den heuchlerischen Besuchen des Pfarrers, der uns im stillen haßt. — —“

„Heute war ein schöner Tag. Die jungen Testa waren da, und wir sprechen fast nur von Dir. Welche schwärmende Liebe haßt Du in ihre Herzen gefät! Und in der kurzen Zeit! Wie glücklich bin ich diesen Abend.“ — —

„O Heinrich! Ich wage Dir fast nicht zu schreiben. Es ist eine Hölle in mir. Jede Nacht bete ich inniglich, daß ich von Dir träume. Aber was geschieht? — Ich träume von Carlo! Ich weiß nicht, ob ich ihn je geliebt habe; aber lange verachtet habe ich ihn gewiß, und als er ins Unglück kam, gab es Augenblicke, in denen ich es wie eine Befreiung spürte. Ich dachte, ich würde leicht mit ihm fertig. Er war mir ja doch nie treu. Seit ich ihn aber in der Mondnacht gebunden zwischen den Landjägern gesehen habe, ist ein Höllenzauber über mir. Jede Nacht träume ich nun von ihm, und wenn er sein entseßliches „Doia“ schreit, kann ich ihm nicht widerstehen; ich muß mich von ihm küssen lassen. — Nein, darüber kein Wort mehr. Es ist abscheulich! Ich würde mich beim Erwachen am liebsten selber schlagen; ich beginne die Nächte zu fürchten; ich denke oft, nun strafe mich Gott, daß ich Dich liebte, als ich noch Carlos King trug, und komme mir wie eine Verworfenne vor. Wenn diese schrecklichen Träume fort dauern, kann ich nicht Dein Weib werden, Heinrich!“ — —

„Die Pflegerin ist uns fortgelaufen, weil sie gehört hat, daß Du Protestant bist und ich Dir die Hand reichen will. Wo finden wir nun wieder ein Wesen, das stark genug ist, den Vater zu besorgen? — Testa, der nach seinem Bau sah, will sich der Sache annehmen. Leider traf er bei uns mit Pfarrer Gini zusammen. Wegen der Pflegerin kam es zu einem Glaubensstreit. Da wurde der ruhige Testa heftig. Er sprach von den in der Reformationszeit vertriebenen protestantischen Tessinern.

Fortsetzung folgt.